

Eva Klingler, in Gießen (Hessen) geboren, lebt heute als Autorin in Karlsruhe und Selestat (Frankreich). Sie studierte Germanistik und Anglistik in Mannheim, absolvierte ein Volontariat beim SWR in Baden-Baden, arbeitete als Journalistin für Tageszeitungen, als Bibliotheksleiterin und als Dozentin in der Erwachsenenbildung. Die meisten ihrer zahlreichen Veröffentlichungen – oft Krimis – spielen in Baden oder im Grenzgebiet zum Elsass. Eva Klingler war Stipendiatin der renommierten Philipp Reemtsma Stiftung für hochbegabte Nachwuchsschriftsteller.

EVA KLINGLER

# Schwarzwaldruh

DER BADISCHE KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Meinem Vater Alfred Oehler  
in Dankbarkeit für seinen Scharfsinn und seinen Humor

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: [photocase.com/dioxin](http://photocase.com/dioxin)  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Hilla Czinczoll  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2015  
ISBN 978-3-95451-573-8  
Der Badische Krimi  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## Prolog

Mein Gott, diese Leute waren doch selbst schuld. Standen nur noch einen Schubser weit vom Grab entfernt und klammerten sich an irdische Dinge, anstatt den kläglichen Rest Leben zu genießen, der ihnen noch blieb. Und die irdischen Dinge besser anderen zukommen zu lassen, die sie weiß Gott brauchen konnten.

Kein Wunder, dass man da böse wurde.

Sogar sehr böse.

Aber gegen diese Langlebigkeit gab es doch ein nettes und noch dazu hübsch anzusehendes Mittelchen, geradezu vor der eigenen Haustür.

Welche Tür das ist, bleibt mein Geheimnis.

\*\*\*

Ich, Swentja Tobler, saß an meinem Schreibtisch und starrte hinaus auf die stille Straße. Die späten Astern am Rand des Gartens hielten sich noch wacker. Frühe Hunde bellten. Ich sah nicht die Astern, ich hörte die Hunde nicht bellen.

Vor mir auf dem Tisch lag der aktuelle Katalog der Mannheimer Designerin Dorothee Schumacher, die ich verehere, denn sie macht schöne Sachen für schlanke und reiche Frauen. Also eigentlich für solche wie mich. Es musste weit mit mir gekommen sein, denn ich hatte heute keinen Sinn für Schumachers neue Kreationen. Meine Gedanken waren im Moment einsame Spaziergänger in der Vergangenheit.

In dieser schmerzhaften Erinnerung sah ich ein großes, stolzes Gebäude in würdevollem Stil, das einen gelassenen Blick auf die Zeiten warf. Hinter dem Haus, inmitten von Mauern, erstreckte sich ein gepflegter Rasen mit Blumeninseln an den Rändern, das Ganze umgeben von einem Plattenweg aus Stein. Alte Giebel und alte Bäume ragten um die Wette in die Höhe.

Meine Erinnerung belebte diesen Garten mit Personen. In kleinen Gruppen, meist Pärchen, schritten oder schoben sich alte, uralte Menschen über die kleinen abgezirkelten Wege. Sie trugen dunkle Kleider, zart gemustert, viele hatten eine Stola umgeworfen. Das Haar wurde von keinem Wind zerzaust, denn es war, aus jahrzehntelanger Erfahrung schöpfend, sorgfältig mit langen Nadeln zu ordentlichen Frisuren gesteckt. Worüber sprachen sie? Über Erinnerungen. Gemeinsame Erfahrungen. Über ihre Nachkommen.

Dazwischen die Serviermädchen, die eine oder andere Hausdame, die stets bemühte Sekretärin und manchmal, groß und dunkel, ein bisschen unheimlich, stets in englischen Tweed gekleidet, der Leiter des Hauses.

Es war eine abgeschottete Welt, fein, edel und ungestört.

Ich sah vor meinem inneren Auge das Bild der wandelnden Alten, und plötzlich verschwanden zwei Gestalten aus dem Bild, so als retuschierte sie jemand mit brutalem Strich weg.

Und noch in der Erinnerung lief mir ein Schauer über den Rücken.

## Swentja landet auf dem Boden der Tatsachen

Mein Name ist Swentja Tobler, und ich lebe in Trennung. Vielleicht sogar in Scheidung, wenn mein Mann seine Drohung tatsächlich wahr macht.

Getrennt. Wie sich das anhört!

Anfangs hatte ich seine Ankündigung, es sei aus mit unserer Ehe, nicht ernst genommen.

Mein Mann und ich, wir hatten uns in den Jahren unseres kühlen, zivilisierten Zusammenlebens schon ab und zu gestritten, und wenn es ganz hoch herging, hatte ich eines unserer teuren, von irgendeiner Urahnin ererbten Sektgläser genommen und dekorativ an die Wand geworfen. Meistens hatte ich mit Bedacht eines gewählt, das bereits einen kleinen Sprung hatte. Wir waren zwar reich, aber man muss ja nichts verschwenden.

In diesen Fällen war mein Mann dann jeweils noch weißer um die ohnehin blasse Nase geworden, hatte sich schweigend und verstockt zurückgezogen, um sich am anderen Morgen einsichtig zu zeigen. Männer haben weiblicher Wut nicht viel entgegenzusetzen. Sie macht ihnen vielmehr Angst.

Das üble Wort Trennung war aber auch in solchen Momenten zwischen uns niemals gefallen. Eine Trennung war nicht in seinem Interesse. Ich, die unangefochtene Ettliger Shoppingqueen und Stilikone und auch sonst die Schönste weit und breit, war sein Schmuckstück, sein Aushängeschild, seine kleine wohlgeformte Wunderwaffe, wenn es darum ging, interessante Kontakte zu knüpfen und zu erhalten.

Ich war mir immer sicher gewesen: Dieser Mann würde einen Teufel tun, sich jemals von mir zu trennen. Außerdem haben wir eine gemeinsame Tochter, die ihn zwar im Grunde herzlich wenig interessierte, aber es hätte mies ausgesehen, wenn man auseinanderlief und ein Kind inmitten anderer mittelbadischer verwöhnter Oberschichtsgören aus seinem Ponyhofleben herausstieß.

Also waren wir über die Jahre zusammengeblieben. Jetzt ist unsere Tochter erwachsen. Sie lebte schon seit einiger Zeit in England, wo sie irgendwas mit Kunst machte. Anhand der Facebook-Verlautbarungen gab sie allerdings vor allem Geld aus. Trostkäufe vielleicht, nachdem ihre Verlobung mit jemand Vielversprechendem namens Sir James vorläufig auf Eis gelegt worden war. Und schuld an dieser Katastrophe war ich:

»Wie hätte ich ihm denn das alles erklären sollen, Mama? Das mit dir. Die sind sehr feine Leute und sehr prüde! Die Engländer verstehen keinen Spaß, wenn es um außereheliche Affären geht.«

Das war mir zwar neu, man hörte und las gelegentlich anderes, aber sie klang wirklich verzweifelt. Mit gutem Grund. Ich, ihre Mutter, war nämlich fremdgegangen. Eine peinliche Geschichte, die schon vor Jahren begonnen hatte.

Anlässlich des Todes von Friederike Schmied, die in einer Umkleidekabine erwürgt worden war, während ich als ihre Shoppingberaterin in der Nähe auf sie wartete, hatte ich den Ettlinger Kripokommissar Hagen Hayden kennengelernt, der mit seinem dreisten Machogehabe und seinem unfeinen Faible für die Unterschicht so ziemlich der diametrale Gegensatz zu meinem glatten Managerehemann war. Ich hatte mich wider alle Vernunft in ihn verliebt und dieser Liebe nachgegeben, was kein gutes Ende genommen hatte.

Dennoch hatten meine beiden so unterschiedlichen Männer jetzt etwas gemeinsam.

Sie hatten mich nämlich alle beide verlassen, und zwar als Folge meines etwas tollpatschigen Eingreifens im Mordfall der Marianne Mandel, einer in Schönheit verwelkten Verlegerin, die erschlagen in einem alten Mühlenturm herumgelegen hatte.

Zuerst hatte Hagen mich des Vertrauensbruchs bezichtigt, da ich hinter seinem Rücken auf Mördersuche gegangen war, und danach war mein Mann hinter die Affäre mit Hagen gekommen und hatte sich ebenfalls von mir getrennt.

Da wir einen – für mich unvoreilhaftigen – Ehevertrag hatten und mein Gatte als Steueranwalt der Reichen und der Mächtigen ein Meister im Verbuddeln von Geldern und Vermögenswerten

war, blieb mir außer Schmuck, Pelzen und jeder Menge teurer Klamotten ein durchaus eher überschaubares eigenes Konto, ein Auto, eine kleine, leider vermietete Immobilie in Karlsruhe, in die ich deshalb nicht einziehen konnte, sowie etliche andere Besitztümer, die mehr hübsch als praktisch waren. Zu alledem die trübe Aussicht auf einen langen, zähen Scheidungskampf.

Da unsere Tochter erwachsen und ich noch nicht alt genug war, sagte seit Neuestem ein für reiche Ehefrauen höchst unfreundliches Gesetz, es sei mir zuzumuten, für meinen weiteren Lebensunterhalt allein aufzukommen.

Im Normalfall können sich Romanheldinnen nun auf ihre Liebhaber stützen, die sich lange genug vergeblich nach ihnen verzehrt haben, aber Hagen, typisch für seine kleinbürgerliche Herkunft, war im Grunde ein Geizhals, und außerdem wollte er sowieso nichts mehr von mir wissen. »Das war's, Swentja! Ich habe einfach genug von deinen Alleingängen. Mädchen, ich bin ein Bulle. Und ständig fährt mir meine Freundin in die Parade. So wirst du in meinen Kreisen schnell zur Witzfigur.«

So stand ich nun also da: ohne Putzfrau, ohne Villa und ohne Zugriff auf ein Riesenvermögen im Rücken, das mir immer geholfen hatte, aufrecht zu gehen und auf die armen Wichte herunterzugucken, die von einem Gehaltszettel abhängig waren. Nun, mein Hochmut war mir aber glücklicherweise geblieben.

Der Herr Geliebte wollte sich trennen! Also gut, sollte er haben. Der Herr Gatte wollte sich trennen. Noch besser.

Vielleicht war es ein Fehler, aber ich war sofort stolz erbobenen Hauptes aus Hagens Leben und gleichzeitig aus unserer eleganten ehelichen Villa am Ettlinger Vogelsang verschwunden. Mit mir drei Louis-Vuitton-Koffer mit dem Allernötigsten, zwei Beautycases sowie meine erfreulich schwere Schmuckschatulle und zwei Ordner mit Unterlagen, Banksachen und Sparbüchern.

Vorübergehend war ich in der Nähe von Moosbronn bei meiner Freundin Marlies Rubenhöfer, dem weiblichen Watson in meiner Detektivkarriere, in ihrem Haus auf der luftigen Höhe oberhalb von Ettligen untergekommen. Marlies, verheiratet, zwei nervige Kinder, schlechter Kleidergeschmack, zehn Kilo

zu viel, aber gutartig und aufgeweckt, war mir in den zurückliegenden Fällen Assistentin und Ratgeberin gewesen.

So weit, zunächst einmal so gut.

Doch Marlies' pflegebedürftige Mutter stand in den Startlöchern, vielmehr saß sie mit gelockerter Bremse im Rollstuhl, um bei ihr in die Gästewohnung einzuziehen und sich pflegen zu lassen.

Mein Seelenzustand war nicht der beste, denn ich fühlte mich allein und ohne Netz und doppelten Boden in einem fremden Leben angekommen.

Mein Mann fehlte mir als Sicherheit, und Hagen fehlte mir als Liebhaber, aber auch mit seinem frechen Humor, seinem Widerspruchsgeist und mit seiner warmherzigen Sorge um mich.

Marlies tat ihr Bestes, um mich aufzuheitern, während mich ihr Mann, anstatt bewundernd nur abwesend und genervt betrachtete. Wenn wir alle zusammen irgendwohin fuhren, zum Kaffee oder zum Essen, so wie gestern zur Schwanner Warte mit dem herrlichen Blick über den welligen Nordschwarzwald, so saß ich hinten im Auto, bei den Kindern. Mehr als alles andere machte mir dies meine veränderte Stellung in der Welt deutlich. Kein Mann mehr, der mich neben sich drapierte, um mit mir anzugeben.

Doch schlimmer noch war die Kaffeetafel mit meinen ehemaligen Freundinnen und Bekannten, die Marlies mir zuliebe gab und von der man hoffte, es werde für meine etwas missliche Lage Unterstützung angeboten.

Woher hätte sie auch wissen sollen, dass diese harmlose Einladung der Beginn eines weiteren mörderischen Abenteuers werden würde?

Man schrieb April, und nach einem ohnehin sehr milden Winter war es schon erstaunlich heiß.

Marlies reichte auf ihrer Terrasse eisgekühlten Minztee und niedlich verzierte Muffins.

Sie stammten von der neuen Geheimtipp-Konditorei auf

dem Thomashof, einem winzigen Örtchen auf der frischen Hochebene oberhalb von Durlach. Das Lädchen selbst bestand fast nur aus Brettern und war eigentlich ziemlich primitiv, aber die Zeitschrift »Der Feinschmecker« hatte es ausgezeichnet, und deshalb kaufte »man« dort ein.

So dachten wir, die Frauen in unseren Kreisen. Wir dachten in Namen, in Labels, in Auszeichnungen und in Schablonen. Und wir fühlten uns wohl damit, weil uns niemand sagte, dass wir eigentlich einfach nur oberflächlich waren.

Zu dem heutigen Anlass trug ich eine Hose und eine Nachmittagsjacke von Luisa Cerano in Schwarz und Grautönen. Darunter eine weiße Bluse von Marc Cain mit breiten Aufschlägen. Understatement pur also. Kein Schmuck, nur meine kleinen Saphirperlenohrringelchen, die durch den kleinen Pferdeschwanz besonders zur Geltung kamen. Zartes Make-up. Nude. Ich gab also das moralisch gereifte, immer noch jugendliche Veilchen und nicht die grelle Sünderin.

Eingeladen waren Mo (Arztgattin; Mann Urologe), Manu (Mann stellte irgendwas her und verkaufte es im Internet), Gitte Vonundzurbrücke (Chefarztin; Rehaklinik; Mann viel älter als sie; er hieß Kraus, deshalb hatte sie ihren Namen behalten) und eine gewisse Petra (Immobilienkauffrau und glückliche Witwe).

»Ach, du bist auch da. Und wie geht's dir, Swentja? Kommst du zurecht?«, erkundigte sich Manu, fast beleidigt, dass einer von uns so etwas Unbehagliches, wie beim Fremdgehen ertappt zu werden, zugestoßen war und dass sie es auch noch überlebt hatte.

Es klang außerdem sowieso nicht so, als sei sie wirklich an meinem Wohlergehen interessiert. Eher, als überlege sie, ob es ihr schaden könne, dass sie die gleiche unsittliche Luft atmete wie ich.

Und diese Frau hatte früher darum gebuhlt, auf meiner A-Gästeliste zu landen! Sie hatte keine Chance gehabt. Von C nach A, das ist ein verdammt langer Weg!

Jetzt klang sie herablassend: »Ja, das ist nicht leicht für dich jetzt, gell. Ich sage zu Horst, komm, wir laden die Swentja mal ein, aber er und dein Mann, na ja, du weißt ja, wie die Männer

sind ... Aber wir beide können uns auf alle Fälle ab und zu treffen, Swentja.«

Alle schmunzelten ironisch, als wollten sie sagen, dass ich angesichts meines Fehltritts nun weiß Gott wusste, wie die Männer sind! Dabei gingen sie selbst fast alle fremd.

Im Urlaub oder nach Wohltätigkeitsbällen, wenn sie allein nach Hause schwankten, weil der Mann mal wieder keine Zeit zum Tanzen gehabt hatte. In der Kur oder mit dem Zahnarzt. Die Affäre mit dem Tennislehrer, meist jung und seinerseits mit einem hübschen, aber einfachen Mädels verheiratet, war zwar ein gängiges Klischee, aber nach Golfturnieren konnte es durchaus rundgehen.

Nur ich hatte mich dummerweise erwischen lassen. Und noch dazu mit einem Mann von der falschen Seite der Straße.

»Wir haben dich beim Tennis-Treff in Rüppurr drüben vermisst«, sagte Gitte angelegentlich, doch ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie mich wirklich vermisst hatte.

Die lebenslustige Gitte, die angeblich – so verriet der präntöse Name – meilenweit mit irgendwelchen dubiosen baltischen Adligen verwandt war, sagte schon seit Jahren vergeblich an meinem Schönheitsköniginnenthron. Sie selbst sah nicht schlecht aus, mal blond, mal braun, wirklich schicke Kurzhaarfrisur, schmal, ganz hübsches Gesichtchen. Ihr erfolgreicher Mann war dagegen eine Witzfigur. Klein gewachsen, kahl und mager hüpfte er stets wie ein Gnom um sie herum.

»Wann war das denn?«

Eigentlich hatte ich so etwas Verräterisches gar nicht fragen wollen.

»Letzten Samstag ... Ich dachte noch: Seltsam, die Swentja war doch immer dabei.« Sie tat jetzt so, als hätte sie sich gewundert.

Ich war nicht eingeladen gewesen, und alle wussten es spätestens jetzt.

Ich war gesellschaftlich out.

Tot.

Auch ohne solche unerfreulichen Vorkommnisse wurde es immer deutlicher. Ewig konnte ich nicht bei Marlies bleiben.

Ich ertappte mich dabei, wie ich morgens horchte, ob alle das Haus verlassen hatten, und dann erst begab ich mich aus dem Gästetrakt im Keller nach oben, um mit Marlies den altvertrauten Kaffee zu trinken. Wie oft hatten wir das früher gemacht. Doch jetzt war alles anders.

Wir munkelten nicht mehr lustvoll über meine Liebesaffäre mit dem Ettlinger Kripokommissar Hagen Hayden, die in keiner Weise meine Ehe ernsthaft gefährdet hatte, sondern höchstens eine Frage des Geschmacks und der Moral gewesen war, sondern sprachen jetzt ratlos über meine Zukunft ohne meinen Mann und ohne Hagen.

Und diese Zukunft lag einigermaßen im Dunkeln.

Marlies mahnte: »Nimm dir von den Brötchen. Du musst mehr essen. Du hast abgenommen.«

»Mir schmeckt nichts.«

»Glückliche.«

»Das meinst du nicht wirklich.«

»Nein. Also, dein Geld reicht auf alle Fälle für eine Wohnung«, stellte Marlies trüb fest. Sie war nicht schadenfroh. Sie war einfach nur eine gute Freundin.

»Ja, natürlich, aber was soll ich in einer kleinen Wohnung in Sichtweite meines früheren Zuhauses? Soll ich warten, bis einer von beiden Herren es nicht mehr aushält und nach mir ruft?«

»Um Gottes willen, gib nicht die Effi Briest. Sei mutig. Du könntest von Ettlingen weg nach Karlsruhe ziehen. Oder ihr habt doch diese Ferienimmobilien. Beispielsweise in Basel. Dorthin hast du dich doch nach dem Mord am Rhein auch zurückgezogen.«

»Tageweise, ja! Was sollte ich als Deutsche in Basel? Die mögen dich nur, wenn du Euros ausgibst und dann wieder verschwindest. Und nach Karlsruhe? Ach, Marlies, du weißt, dass die gesellschaftlichen Kreise von Ettlingen und Karlsruhe sich andauernd überschneiden. Ich würde solchen Nattern wie dieser Gitte Von-der-Irgendwas andauernd begegnen. Diese

Frau hat doch massenhaft Zeit, nur einen einzigen einfältigen Sohn und taucht überall und nirgends auf. Und noch schlimmer: Irgendwann wird mein Mann eine andere Frau haben. Männer bleiben niemals lange allein. Soll ich bei einer Vernissage Schulter an Schulter mit der neuen Frau Tobler stehen? Wer weiß, vielleicht bedient sie sich an meinen Parfüms im Badezimmer. Soll ich neben einer Frau stehen, die riecht wie ich?»

»Und Hagen ...«

Von meinem Mann konnte ich fast ohne Gefühle sprechen, doch allein nur die Erwähnung des Namens Hagen schmerzte. Der Gedanke an ihn, die Erinnerung an seinen Geruch, seine schamlosen Berührungen, den herausfordernden Blick seiner Augen, zog mir das Herz zu einer pochenden Kugel zusammen.

Ich hatte Hagen verloren, weil ich meine Finger nicht von einem Mordfall lassen konnte. Weil ich ihm unbedingt beweisen wollte, dass ich mehr war als nur ein sprechendes Modepüppchen. Warum eigentlich?

Nie wieder würde ich mich auf Mord und Totschlag einlassen. Nie wieder!

»Vielleicht wäre ein Neuanfang wirklich nicht schlecht«, sann Marlies und schenkte mir Kaffee nach. »Nicht zu weit weg, aber auch nicht direkt hier, wo du immer wieder über Leute aus bekannten Kreisen stolperst. Stuttgart? Frankfurt?«

Ich fühlte, wie mir kalter Schweiß auf die Stirn trat. Ganz fremde Städte. Großstädte. Ich sah mich abends allein auf der Zeil umherirren. Sah, wie sich feixende Männer und mitleidige Ehefrauen nach mir umdrehten.

»Anonym. Und zu teuer.«

Marlies schmunzelte. »Du bist ja nicht gerade mittellos. Ich meine es nicht böse, Swentja, aber dass ich aus deinem Munde mal das Wort ›zu teuer‹ höre, hätte ich niemals geglaubt.«

Ich auch nicht. Als das hübsche verhätschelte Einzelkind eines begehrten schwedischen Zahnarztes und einer liebevollen italienischen *Mamma* war ich von Anfang an mit zwei goldenen Löffeln im Mund aufgewachsen.

Nicht nur Männer umwarben mich zeitlebens, sondern,

was wichtiger ist: Leute! Das übersehen die meisten dummen hübschen Mädchen: Es ist wichtiger, dass du auch von anderen Frauen gemocht wirst. Denn sie sind alle kleine Schlüssel, die auf das große Schloss, gesellschaftlicher Erfolg genannt, passen.

Geheiratet hatte ich dann zum richtigen Zeitpunkt: reich, klug und überlegt, und so hatte ich auch gelebt.

Bis ich in zwei Mordfälle getappt war und Hagen kennengelernt hatte. Da hatte die Lust über die Vernunft gesiegt. Der Anfang vom Ende meines süßen Lebens.

»Ich weiß nicht. Auf alle Fälle kann ich nicht hierbleiben. In deiner Einliegerwohnung. Ich brauche eine eigene Wohnung.«

Das würde nicht einfach sein. Seit damals, als ich ein Liebesnest für mich und Hagen gesucht hatte und bei der Jagd auf schöne Möbel über die Leiche in einer Truhe gestolpert war, wusste ich noch, dass Vermieter Studenten mit Elternbürgschaft den Vorzug vor getrennt lebenden Frauen ohne Job gaben.

Marlies schien meine Gedanken, wie so oft, erraten zu haben. Die etwas ungeschlachte, schlecht gekleidete Marlies. Jetzt hatte sie mir etwas voraus: ihren Mann und ihre Kinder. Ihren Hund, ihr Haus, ihren Freundeskreis, ihre Verwandtschaft, ihren Garten, ihren Club und nachts das wohlige Gefühl, dass im Haus Leute atmeten, die zu ihr gehörten.

»Es wird nicht einfach sein«, bestätigte Marlies meine Befürchtungen. »Aber wir finden eine Lösung. Iss jetzt. Du bist zu dünn.«

Sie hatte recht. Lustlos biss ich in das Brötchen und wunderte mich eigentlich nicht, dass es schon wieder schmeckte wie Papier.

\*\*\*

»Ich habe eine gute Nachricht für dich, Swentja!«

Ausgerechnet Gitta Vonundzurbrücke, die mich bestimmt nicht ausstehen konnte, rief mich mit mitleidigem Ton auf dem Handy an.

Ich erinnerte mich rasch, dass sie sehr, sehr hässliche Knie besaß, die Dinger sahen aus wie Blumenkohl, und das gab mir die Kraft für eine kühle Rückfrage.

»Und die wäre? Ziehst du aus Mittelbaden fort? Das ist die einzige gute Nachricht, die ich mir vorstellen kann.«

Gitte lachte das glockenhelle, gutmütige Lachen der Siegerin.  
»Oh, nein. *Ich* bin ja keine *Persona non grata*. *Du* ziehst fort!«

»Wie meinst du das?«

»Swentja, ich habe eine Wohnung für dich *und* einen Job.«

Das war so, als legte dein Henker kurz das Fallbeil zur Seite und böte dir ein Halstuch an, damit du dich nicht erkältest.

»Wie bitte? Wie kommst du denn dazu?«

Wieder lachte sie. »Oh, Swentja. Es ist doch ganz einfach. Du bist hier in Ettlingen eine Unperson. Zumindest für eine Weile. Dein Mann leidet, wenn er dich sieht, du leidest, wenn du deinen Kripomenschen siehst, und deine Freundinnen wollen zunächst mal abwarten, wie du dich entwickelst. Du musst fort. Nicht zu weit. Man weiß ja nie. Vielleicht renkt sich die Sache wieder ein. Das wäre dann natürlich Pech für mich, die ich dich gesellschaftlich beerben will.« Helles Lachen.

»Wieso leidet mein Mann?«

»Ich glaube, er hatte dich trotz allem auf seine Weise gern.«

Ich schwieg betroffen. Über die Gefühle meines Mannes mich betreffend hatte ich mir niemals viele Gedanken gemacht.

»Also. Was ich hätte, ist eine kleine, aber hübsche Wohnung bei einem entfernt bekannten Ehepaar im Haus. Familie Nicoletto. Ich kenne sie von früher. Paul Nicoletto war mal Ingenieur bei einer Weltfirma, die irgendwelche Maschinen für den Brückenbau hergestellt hat. Interessanter Mann. Bisschen älter schon, aber gut aussehend und sehr gebildet. Sie war immer Hausfrau. Aber irgendwie funktioniert es anscheinend mit den beiden. Na ja, man steckt nicht drin.«

»Und welche Stadt«, brachte ich hervor, »hast du für mich als Exil vorgesehen?«

»Pforzheim.«

»Was?«

»Pforzheim!«

»Um Gottes willen! Dieses hässliche Nest?«

Das war natürlich ein ungerechtes Urteil, denn Pforzheim

ist kein Nest, sondern eine richtige Stadt mit bestimmt mehr als hunderttausend Einwohnern. Man passiert sie auf dem Weg nach Stuttgart, und ihr Name taucht häufig in den Verkehrsnachrichten auf.

Allerdings war Pforzheim kein wirklicher Hotspot auf unserer gesellschaftlichen Landkarte, auch wenn sich beim Golf, Bridge oder Tennis manchmal jemand aus der Goldstadt einfand. Und obwohl sie beim Pferderennen in Iffezheim, beim Oldtimertreff in Baden-Baden oder beim Opernball in Karlsruhe auftauchten, luden die Pforzheimer ihrerseits niemals zu einem interessanten Event bei sich zu Hause ein. Anscheinend gab es keines. Es war, als kämen sie aus Bruchsal oder Bretten – urbanes Nirgendwo.

»Pforzheim ist nicht so übel. Schmuckstadt. Goldstadt. Haben jetzt irgendein innovatives Kreativzentrum. Und in ihrem Gasometer kann man die Stadt Rom besichtigen. Wenn man will! Und sie haben ein großes Krankenhaus. Es gibt also durchaus ein paar wohlhabende Leutchen dort.«

Schon das eine Wort sprach Bände: »Ein Krankenhaus ist keine touristische Empfehlung, Gitte, und ich will nicht wohnen, wo *Leutchen* wohnen.«

»Nimm das nicht wörtlich. Dieses Ehepaar, bei dem du unterkommen könntest, verfügt über eine sehr hübsche Einliegerwohnung mit eigenem Eingang und kleinem Gartenanteil. Sie kennen sehr viele nette Leu... Menschen, und einen Job hätte ich vielleicht auch für dich.«

Ich schluckte.

Ausgerechnet Gitte!

Gitte, die früher meinen Stil allzu eifrig kopiert hatte, weil sie keinen eigenen hatte. Ihr Mann unansehnlich und langweilig. Ihr rechtschreibschwacher Sohn hatte das Gymnasium nicht geschafft und war in die Pfalz auf ein dubioses Institut geschickt worden, damit er überhaupt irgendeinen Abschluss zustande brachte. »Inzucht aus dem Albital«, hatte mein Mann immer abwertend gesagt. »Wenn da einer doof ist, sind es die folgenden Generationen auch gleich mit.«

Und genau diese Gitte trat jetzt als meine scheinbare Wohl-

täterin auf. Die Frage nach dem Warum stand unvermeidbar im Raum.

»Warum machst du das alles für mich, Gitte? Du konntest mich doch niemals leiden. Oder irre ich mich da?«

Glockenhelles Lachen.

»Ich kann dich immer noch nicht leiden, Swentja. Doch ich tue es aus zwei noblen Gründen: Erstens will ich dich loswerden. Zweitens weiß man nie, was aus dir noch wird. Vielleicht tauchst du wie Phönix aus der Asche wieder in der feinen Gesellschaft auf, und dann wirst du dich an mich erinnern und mir dankbar sein.«

Ich hielt die Luft an. Zumindest war sie ehrlich.

»Was für ein Job? Ich ...« Nun konnte ich auch ehrlich sein, denn sie wusste es ja sowieso. »Ich kann eigentlich nichts.«

»Oh, das weiß ich. Wir können eigentlich alle nicht besonders viel, oder? In unseren Kreisen, meine ich. Die jüngeren Frauen unter uns sind natürlich ein bisschen anders. Ärztinnen, Innenarchitektinnen. Stundenweise natürlich nur, wegen den Kindern und dem großen Haus und den Verpflichtungen. Nein, nein, das, was ich für dich im Auge habe, das liegt dir geradezu im Blut.«

»Als Stilberaterin möchte ich momentan eigentlich nicht tätig werden«, sagte ich kühl. »Da waren meine Erfahrungen bekanntlich nicht die besten.«

»Stimmt. Dieser Job hat die arme Friederike Schmied damals ihr langweiliges Leben gekostet. Nein, es handelt sich um die Tätigkeit einer Gesellschaftsdame in einem Seniorenheim, einem gehobenen Seniorenheim, einem *sehr* gehobenen Seniorenwohnheim. Ein Altersheim für erste Kreise. Sie suchen schon eine geraume Weile nach einer passenden Person. Man nimmt dort nicht jede. Ich weiß es, denn ich bin dort regelmäßig ehrenamtlich tätig.«

»Ehrenamtlich? Du?«

»Ja. Ich betreue eine ganz reizende alte Dame, die allerdings nichts spricht und nichts mehr tut. Sie sitzt nur da, die Arme. Aber die anderen Bewohner – man nennt sie dort Gäste – sind

besser in Schuss. Alles feine Damen und Herren aus der besten Gesellschaft. Alter Adel. Von der Freifrau bis zur Prinzessin. Und wer wäre eine bessere Gesellschaftsdame für die feine Gesellschaft als du? Es ist übrigens eine Halbtags­tätigkeit.« Anzüglich setzte sie hinzu: »Du hast also ausreichend Zeit für andere ... Hobbys.«

*Beggars are no choosers*, und meine italienischen Vorfahren haben mir eins mit auf den Weg gegeben: abwarten zu können, bis ich wieder an der Reihe bin.

Aber auch den Gedanken an Rache hatten sie mir vererbt. *Vendetta*. Eines Tages. Wenn sie mich nur vorführte oder reinlegte, würde ich es ihr nicht vergessen. Doch zunächst galt die Unschuldsv Vermutung.

Wir vereinbarten jedenfalls einen Termin, um Wohnung und Tätigkeit genauer anzuschauen.

»Wohin willst du umziehen?«, rief meine in England lebende Tochter entsetzt am Telefon. »Nach Pforzheim? Was kann man denn da überhaupt machen? Weiß Papa davon?«

»Nein, aber ich werde es ihm sagen. Er muss ja wissen, wohin er meinen Trennungsunterhalt überweisen soll.«

»Das erlaubt er niemals. Dass du nach *Pforzheim* zu irgendwelchen Leuten ziehst und arbeiten gehst.«

Meine Güte, was hatte ich denn da großgezogen?

»Dein Vater hat mir gar nichts zu erlauben.«

»Du ziehst mit deinem Liebhaber zusammen! Gib es wenigstens zu. Mein Exverlobter war vollkommen entsetzt. Wir konnten es seinen Leuten gar nicht sagen. Sie wären so *shocked* gewesen. Sie legen Wert auf gute und saubere Stammbäume.« Weinerlich: »Im Moment sehen wir uns nicht. Er will sich alles noch mal überlegen und mit dem Familienanwalt besprechen. Und mit dem Familiengenealogen. Mein Gott, ich bin so unglücklich.«

»Stell dich nicht so an. Ich habe schließlich keinen Liebhaber mehr und außerdem: Warum will *er*, dein feiner Verlobter, es sich überlegen? Was haben ein Anwalt und ein Ahnenforscher damit zu tun, wenn zwei junge Leute es miteinander treiben

wollen? Überlege doch *du* es dir. Einen solchen Snob würde ich sowieso nicht heiraten. Saubere Stammbäume! Wir leben nicht mehr im 19. Jahrhundert.«

»Ich *will* aber einen Snob heiraten! Er verkehrt in ersten Kreisen. Ich bin deine Tochter, und du hast immer gesagt, das ist wichtig. Das mit den Kreisen und die Sache mit dem Geld.«

Tatsächlich. Das hatte ich ihr gesagt. Und eigentlich stimmte es ja auch.

»Ach, Kind. Da hast du natürlich recht. Aber bewahre Ruhe: Wenn du alles richtig gemacht hast, kommt der bestimmt wieder.«

Kleine Pause. Dann mit dünnem Stimmchen: »Deiner auch, Mama.«

Ich konnte meiner Tochter diese Fehleinschätzung nicht übel nehmen. Sie kannte Hagen eben nicht. Hagen, der brutal konsequent war.

Hagen würde nicht wiederkommen.

\*\*\*

Das Haus, in das ich als Mieterin einziehen würde, lag am Hang in der Nähe des Pforzheimer Hauptfriedhofs in einer kleinen, ruhigen Seitenstraße.

Im Grunde handelte es sich um großzügige Reihenhäuser, die verschachtelt aneinanderhingen. Kleine Gärten, Terrassen, Balkone und die von Haus zu Haus ganz unterschiedliche Bauweise sorgten aber dafür, dass das Ganze eher südländisch heiter und nicht spießig wirkte.

Gitte pries die Wohnlage, als habe sie die Häuser dort zu verkaufen: »In die Stadt ist es nicht weit. Du kannst hier diese Staffeln hinunterlaufen und bist schon in der Fußgängerzone.«

»Was soll ich da?«

»Einkaufen, was sonst?«, entgegnete Gitte fröhlich und strich das lockige, seit Neuestem kupferfarben getönte Haar zurecht. Es stand ihr ganz gut.

Gittes Bekannte, das Ehepaar Paul und Irmentraud Nicoletto,

empfangen uns zwar außerordentlich freundlich mit Kaffee und selbst gebackenem Kuchen, doch spürte ich mehr, als dass ich es sah, wie mich Frau Nicoletto etwas besorgt von der Seite ansah, als sei ich ein Bakterium. Was um Himmels willen mochte ihr Gitte von mir erzählt haben?

»Sind Sie Italiener?«, erkundigte ich mich in einer Gesprächspause bei meinem Gastgeber. Er war ein sehr großer, sehr stattlicher Mann mit graublauen nordischen Augen und braunen Locken, einer mächtigen Nase, einem großen breiten Mund und einem intelligenten Gesichtsausdruck.

»Ganz, ganz stark verdünntes Blut. Ein weit entfernter Vorfahr kam aus Italien. Ein sogenannter Brigand, der zusammen mit anderen Landsleuten geholfen hat, das Karlsruher Schloss zu bauen. Hinterlassen hat er mir nicht die Spur italienisches Aussehen, dafür aber zumindest den interessanten Namen.«

»Frau Tobler hat sogar eine italienische Mutter!«, erläuterte Gitte zufrieden, als sei sie eine professionelle Heiratsvermittlerin.

Ich betrachtete sie und überlegte mir, warum ich ihr eigentlich bei allem ein schlechtes Motiv unterstellte. Vielleicht war ich ungerecht. Vielleicht aber auch nicht.

Besorgt nickte Frau Nicoletto, eine mittelgroße, wohlproportionierte, aber dennoch etwas rundliche Frau, mit dem erstaunlich sorgfältig frisierten Kopf und sah von mir zu ihrem Mann.

Mir schien, sie hatte wenig eigenes Selbstbewusstsein, und ich konnte wetten, sie fürchtete schon ihr ganzes Eheleben lang um die Treue ihres Gatten.

Dabei sprach er mit viel Wärme von seinen beiden Kindern, von den insgesamt sechs Enkelkindern und den gemeinsamen Urlauben. Paul Nicoletto hatte einen gutmütigen badischen Tonfall, und doch schwang in seinen Worten bei aller familiären Zuneigung etwas undefinierbar Resigniertes und Abgeklärtes mit.

Nach der langweiligen Kaffeestunde besichtigten wir die Wohnung, die mir als Exilwohnsitz zugedacht war. Ich sah mich kaum darin um. Wozu auch? Ich hatte sowieso keine Alternative.

Erster Eindruck: freundlich, sauber. Zugang zu der unteren

Terrasse, schönes Bad. Zwei Zimmer, frisch renoviert. Es hätte schlimmer kommen können, und doch war es der größte Absturz, den ich mir vorstellen konnte. So hatten bisher meine Zugehfrauen gewohnt.

»Sie können gerne gleich einziehen«, verkündete Paul Nicoletto freundlich und beinahe ein wenig väterlich. Er betrachtete mich mit sichtlichem Wohlgefallen. »Es tut uns gut, ein wenig Glanz und Jugend in unserer Hütte zu haben.«

Frau Nicoletto neben mir wurde steif und schien von dieser Bemerkung wenig begeistert, zumal wir etwa im gleichen Alter waren. Doch sie musste sich keine Sorgen machen. Ihr Mann, obwohl attraktiv auf seine Weise, war ein konservativer, etwas kerniger Badener und bestimmt kein notorischer Frauenschmeichler.

Nur: Er war halt in der Welt unterwegs gewesen und sie nicht. Sie buk vielleicht den besten Apfelkuchen der Stadt, doch sie reizte ihn außerhalb der Küche nicht mehr. Er kannte alles von ihr. Er kannte zu *viel* von ihr.

Gitte musterte mich zufrieden. »Zu deiner künftigen Arbeitsstätte gehen wir, wenn du dich eingerichtet hast.«

In mir keimte der Verdacht, dass Gitte meine Sanierung aus dem gleichen Grund betrieb wie ich seinerzeit die Mördersuche, nämlich aus gesellschaftlicher Langeweile.

Viel später erst sollte ich die tödliche Wahrheit erkennen. Aber da hatte ich mich schon in dem Netz verfangen, das jemand über ein scheinbares Idyll geworfen hatte.

Hatte ich mir mein neues Zuhause nur flüchtig angesehen, so war eines jetzt schon klar: Ich würde den Inhalt meines Kleiderschranks um ein Vielfaches reduzieren müssen.

Ich suchte mir einen Tag aus, an dem mein Mann ganz bestimmt nicht zu Hause war, schnappte mir einen geräumigen Hartschalenkoffer und betrat zuerst mein ehemaliges Zuhause und dann mit Wehmut mein früheres Ankleidezimmer, von meinen Freundinnen immer der »Tempel der Hohepriesterin« genannt.

Marlies hatte mich nach Hause begleitet, falls es zu einer unerfreulichen Begegnung mit meinem Mann kommen sollte. Zufrieden hatten wir jedoch festgestellt, dass er sich nicht einmal die Mühe gemacht hatte, die Schlösser an den Türen zu wechseln.

Taktvoll ließ Marlies mich allein und setzte sich auf die sonnenbeschienene Terrasse, auf der wir so oft die Stunden verplaudert hatten. Ein schöner Frühling, fast schon so tropisch wie der badische Sommer.

Der Himmel starrte mit einem aggressiven Blau auf uns herab, die Pflanzen blühten in einer Explosion von Farben. Was hätten Hagen und ich in diesem Sommer alles erleben können! Warum hatte ich mich nicht rechtzeitig für ihn, und nur für ihn, entschieden?

Im Haus war es leer, sauber, fast steril, und es roch nach frischer Farbe. Unsere Katze Komtessa war wohl verschwunden, seit ich ausgezogen war. Da sie das Produkt meiner Erziehung, also ein egozentrisches Weib war, konnte man sicher sein, dass sie sich in der Nachbarschaft längst etwas solidere Verhältnisse ausgesucht hatte. Trotzdem machte mich der Gedanke an sie traurig. Ich versuchte, mich auf meinen Kleiderschrank zu konzentrieren und mich daran zu erinnern, was ich jemals zum Thema »Basics« gelesen hatte. Deshalb wusste ich genau, was ich wollte.

Die teuren Angebersachen würde ich zunächst hierlassen und als Grün-Braun-Typ mit blondem Haar und dunklen Augen nur klassische Stücke aus den Farbfamilien von Beige, Weiß, Schwarz und Braun sowie zwei Paar schwarze Hosen mitnehmen.

Das sündhaft teure, eng anliegende Kleid von Gaultier, für das ich seinerzeit zweitausendzweihundert Euro ausgegeben hatte, musste allerdings mit in mein neues Leben. Beige-rot-braun mit kleinen aufgestickten Blümchen in den gleichen Farben, war es jeden Cent wert und verwandelte seine Trägerin unverzüglich in eine Prinzessin.

Eine bügelfreie, schnell trocknende schwarze und eine weiße Bluse vom Basic-Zauberer Marc Cain. Eine schwarze und eine

beigefarbene Strickjacke, eine dezent bunte, etwas rustikale Jacke aus einem Designerladen in Heidelberg für jene Ausflüge in der Zukunft, von denen ich heute noch nicht wusste, wohin sie führen würden. Eine schöne Jeans von Mankind.

Ein paar lange Teile, schmeichelhaft zu engen Hosen, natürlich verschiedene T-Shirts, aber nur ein einziger edler Pullover von Sportalm. Die sandfarbene Kaschmirstrickjacke aus dem Laden in Baden-Baden, der nachweislich in Schottland weben lässt, musste mit und natürlich jener Blazer von Dior, der alles veredelte, was darunter hervorlugte, und sei es nur ein Unterhemdchen mit Spitzenbesatz.

Der schwarze Rock mit Spitzenbesatz, auch von Dior, gehörte in mein neues Leben, aber auch Jogginghosen und eine Sportweste, falls ich als Berufstätige zum Joggen noch die Kraft haben sollte. Keine Ahnung. Ich war noch nie berufstätig gewesen. An meine Beine und Füße kommen mir nur Socken und Strümpfe von Welford und an meinen Körper nur jene Unterwäsche von Mey, die mit Milchfasern verarbeitet ist.

»Luxustussi!«, grinste Marlies von der Tür her. Sie deutete auf ihre Uhr.

»Fast fertig. Noch Kosmetik. Wenig Schmuck, nur ein einziger Schal.«

Sie seufzte. Ich überlegte.

Das war alles.

Ende einer Ära.

Endlich noch meine geliebte Kellybag, mit der ich mich am liebsten begraben lassen würde und die im Unterschied zu mir mit dem Alter an Wert gewann.

Ohne Bedauern und ohne mich umzusehen, verließen Marlies und ich das Haus, in dem ich auch nur ein Schmuckstück gewesen war – nicht mehr.

Und ich startete mit diesem weiteren und endgültig letzten Koffer in mein neues Leben.

## Swentja tritt eine Stelle an

Man sollte meinen, dass ein Seniorenstift, das ursprünglich einmal für adelige und extrem feine Damen gedacht gewesen war, Fridolinenruh oder Karolinenfrieden hieße oder vielleicht Schloss Auf dem Berg. Doch mein zukünftiger Arbeitsplatz, der in einem Stadtteil namens Dillweißenstein lag, nannte sich mit einem interessanten, doch aussagekräftigen Understatement nur das »SchönLeben«.

Dillweißenstein sei ein stadtnaher und doch ruhiger Ortsteil, mit den Jahrhunderten gewachsen, und beherberge, wenn sie sich nicht täusche, sogar das älteste Haus Pforzheims, und dies seien alles Gründe, um sich dort wohlfühlen zu können, behauptete Gitte im Auto auf der Hinfahrt. Sie klebte an mir wie ein Bodyguard und als wollte sie sichergehen, dass ich auch wirklich und endgültig hinter den sieben Bergen und in Pforzheim verschwände.

Dann folgten ausführliche, wenn auch schwammige Erklärungen:

Die Begründerin des Hauses sei eine adelige Dame namens Letizia von Schönleben-Kleve gewesen. Verbindungen zu höchsten, ja allerhöchsten Kreisen in einem gewissen Land jenseits des Ärmelkanals, »Diskretion, bitte!«, gab es eindeutig in der mütterlichen Linie, und diese gewissen Verbindungen bestünden durch spätere Einheiraten immer noch, würden jedoch niemals offen ausgesprochen, da das unfein wäre und nach Angeberei aussähe. Gerade in jenem Land jenseits besagten Kanals, »Nein, sag nicht den Namen«, lauere die Boulevardpresse auf jede Kleinigkeit, die mit dem Adel heute und sogar gestern zu tun habe, und da sei Diskretion eine Ehrensache.

»Sogar ein Interview mit einer von den alten Damen hier im Hause würde noch ein paar Euros bringen!«, behauptete Gitte. »Das Königshaus ist drüben ein ernst zu nehmender Wirtschaftsfaktor.«